

Einleitung



Das achtzehnte Jahrhundert

So oft wir zurückgehen mögen aus der Gegenwart in die Jahrhunderte, welche die Zustände unserer Gegenwart vorbereitet haben, so oft finden wir auch unsere Schritte gehemmt durch eine hoch aufgerichtete Schranke, welche die Zeiten vorher und nachher scharf voneinander trennt.

Wie eine Gebirgsscheidewand legt sich jene Reihe von Umwälzungen, die wir unter dem Namen des Dreißigjährigen Krieges zusammenfassen, zwischen die Perioden deutscher Entwicklungsgeschichte. Die Welt diesseits, mit ihren Quellbächen bis in die Täler jener Gebirgsscheide reichend, mußte sich mit Notwendigkeit anders gestalten als die alte deutsche Welt jenseits der Grenzscheide. — Das unnatürlich gewordene, unwahre Kaisertum ist tatsächlich jetzt schon verbraucht und tot. Welche von den verschiedenen deutschen Landeshoheiten, ob eine einzelne, ob ein Verband von ihnen, das Erbe antreten werde, das mußte sich entscheiden. Eines lag klar vor aller Augen: das alte Deutschland war im Dreißigjährigen Krieg für immer untergegangen; Neues zu schaffen galt es auf dem öden Plan.

Kümmerlich aber fließen die Quellen neuen Lebens; ganz langsam, unter mannigfachen Störungen, bildet sich ein neues Volkstum, ein neues staatliches und geistiges Dasein. Einzelne Lebensäußerungen knüpfen wohl an die alten Daseinsbedingungen an, die allermeisten aber erscheinen neu, viele durchaus fremd. Wenige nur gehören dem deutschen Wesen unvermischt an, viele entlehnen ihre Kennzeichen nichtdeutschem Vorbild. Als fremdeste von allen Erscheinungen im Volks- und Staatsleben tritt das schrankenlose Walten der Persönlichkeit des Landesfürsten hervor, während das städtische Bürgertum, im 16. Jahrhundert noch stark und achtungsgebietend, mehr und mehr zurücktritt, zaghaft und demütig einher schleicht.

Diese beiden Erscheinungen, wachsende Fürstenmacht und niedergehendes Bürgertum, geben dem 18. Jahrhundert seine Eigenart. Sie bilden das für uns, die wir aus der Gegenwart zurückblicken, fremde Element. Nicht gestorben war das politische Leben der Nation, aber in Schlaf gesunken.

Nun ist aber das politische Leben nicht allein ein hohes Gut an sich, es bildet auch die Voraussetzung für den Erwerb jeglichen anderen nationalen Gutes. Während des Schlafens oder vielmehr während des Ausruhens erschien die Nation als solche zum Handeln unfähig, blieb abgelebten und verderblichen politischen Formen unterworfen. Erst allmählich, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigten sich die ersten

Ahnungen von neuem politischen Leben, von einem Erwachen, das keine Wiederholung der Vergangenheit bringen konnte. Aus neu sich entwickelnder Volkskraft erstand eine nationale Kultur, jenes wunderbare Geistesleben des 18. Jahrhunderts, das sich steigerte zu dem Sturm, der die Schale der verlebten und vertrockneten Formen sprengte. Die alten Sterne, die seither der Menschheit geleuchtet, sind am Ende des 18. Jahrhunderts im Verlöschen begriffen; neue strahlen die Menschenkinder an. Und während die einen jauchzend das neue Licht begrüßen, sehnen sich die anderen zurück nach dem alten Schattenland. —

Der Verlust des gemeinsamen Bodens für das Volksleben im langen Elend des Dreißigjährigen Kriegs hatte zunächst eine scharfe Trennung der Stände zur Folge. Am entschiedensten sagte sich naturgemäß derjenige Stand von den anderen los, der durch seine Vorteile Gelegenheit und Kraft fand, sich am schnellsten zu erholen, — der Stand der Fürsten groß und klein. Bald hatte er wieder Stärke genug gesammelt, um tüchtig auszureiten und voraneilen zu können, während die übrigen Schichten des Volks, Bauern und Handwerker, Industrielle und Gelehrte auf dem weiten Wege immer mehr zurückblieben, bald in der Entfernung ganz verschwanden, schwer atmend stehen blieben, ausruhten oder höchstens mühsam nachhinkten, und verwundert der immer mehr vom Volke sich entfernenden, zu bisher nie gekannter Höhe emporstrebenden Fürstengestalt nachblickten.

Über all dem Volksgetriebe, über all den seitherigen Begriffen von Recht erhob sich tyrannisch und herzlos der Herrenwille des einzelnen. Bald zeigte es sich auch, daß wer nur einigermaßen auf dem mühevollen Wege weiter kommen wollte, sich dem Gefolge des Fürsten anschließen müsse, um mit dem Emporsteigenden selbst emporgehoben zu werden. Insbesondere der Adel, bis dahin der gefährlichste Gegner fürstlicher Selbständigkeit, gab zum Teil sein Eigenleben auf und fand kein Arg darin, sich der wachsenden Fürstengröße überall unterzuordnen und in ihren Dienst zu treten.

So wuchs das Hofgesinde immer mehr nach Bedeutung und Zahl, und der Begriff „Hof“ umfaßte bald jede Tätigkeit und alle oberen Behörden, die sich mit der Regierung des Landes oder mit den diplomatischen Beziehungen befaßten. Nicht nur der Adel, Offiziere und Staatsmänner drängten sich an den Hof; auch Gelehrte, Literaten, Künstler fanden, wenn sie nicht in Verborgenheit untergehen wollten, keinen anderen Weg zum Ruhme und zur Anerkennung, als sich Verbindungen im Kreise des Hofes zu suchen. Der Intrigant, der Finanzkünstler, der Jägersmann, der Lustigmacher, der Geheimnisräuber, die Abenteurerin, die ihre Schönheit verwerten oder ihren Ehrgeiz befriedigen wollte, — sie alle fanden neben dem Hofadel, der Hofgeistlichkeit, den vielgestaltigen Hofämtern ihren Platz.

Berechtigte und Unberechtigte, bessere Elemente und höchst gemeine verbanden sich zu einem festgekitteten Ganzen, das sich als „Hof“ seine eigenen Lebensgesetze schuf. Um sich selbst in den Augen des Volkes in eine desto höhere Stellung zu bringen und den Monarchen nicht dem Volke, wohl aber dem Hofe als gemeinsames Eigentum erscheinen zu lassen, wurde die Hofetikette, jenes steife Zeremonienwesen erfunden, das, nur den Angehörigen des Hofes vertraut, bestimmt war, die Außenstehenden fernzuhalten oder ihnen doch Einblick und Zutritt zu erschweren. So wußten sich diejenigen, die ursprünglich Diener waren, das Ansehen von staatlichen Würdeträgern zu geben. So wurden die Angehörigen des Hofadels zu vertrauten Genossen der Fürstenherrlichkeit und der Adel überhaupt nahm bald eine so bevorzugte Stellung ein, wie er sie vordem nie gehabt.

Ob das Land noch so klein und arm war, gleichgültig: Hof blieb Hof, nahm eine herrschende und möglichst glanzvolle Stellung ein, umschloß als eine festgefügte Schale

den Kern, den Fürsten, und trennte ihn vom Volke ab. Die Quelle für alles Leben und Gedeihen war eben nur der „Hof“; was an Wissenschaft, Kunst, Industrie vom Hof begünstigt war, das gedieh; eigenes Leben ohne den Hof oder gar im Gegensatz zu ihm gab es nicht.

Je mehr der Fürst selbst Hofmann war, und in dieser Hoflust war er ja aufgewachsen, desto undurchdringlicher schloß sich die fürstliche Umgebung zusammen, offenstehend nicht der im Heimatlande herrschenden Sitte, wohl aber dem von außen, namentlich von Frankreich kommenden Einfluß; ursprünglich mit barbarisch-grotesken Anfängen fürstlichen Prunks, der erst allmählich als verhüllende Zierde leichte Vergoldung erhielt. So geschah es denn auch, daß die allermeisten Fürsten dieser Periode samt ihrer Umgebung in Schlemmerei und tolle Sittenlosigkeit versanken. Es vollzog sich das mit einer Selbstverständlichkeit und Gleichmäßigkeit, schien derartig im Geist der Zeit zu liegen, daß es die Geschichtschreibung allmählich aufgegeben hat, jedem einzelnen seine Sünden vorzurechnen, vielmehr sich damit begnügt, diejenigen Seiten der Einzelfiguren mit Sorgfalt zu zeichnen, welche von edleren Bestrebungen zeugen, oder endlich diejenigen Männer herauszuheben, welche sich überhaupt von der herrschenden Verderbnis freihielten.

Je deutlicher es vor Augen trat, daß Deutschland in Wohlstand, Bildung und verfeinerndem Glanze des Lebens zurückgeblieben sei, mit desto größerem Reize lockte das Ausland. Nach Frankreich und Italien, nach den Niederlanden zogen Fürsten und Prinzen. Dort, in Paris, in Venedig, lachte froher, sinnlicher Lebensgenuß; dort gab es keine lästigen Kritiker und Aufpaffer. Aus dem hellen, funkelnden Lichte ging es dann wieder zurück ins düstere Heimatland, wo der Hof sich nunmehr in gesteigertem Eifer beß, möglichst viel von dem in der Fremde gesehenen Prunke festzuhalten und wieder zu erzeugen, um den Gewaltigen nicht aus seinem Taumel erwachen zu lassen.

Nur wo eigene Gedanken Kopf und Herz bewegten, oder wo ein von außen kommender Klang eine verwandte Saite zum Schwingen brachte, da vermochte sich der Fürst von den Ketten, die er selbst gebunden und die sein Hofgesinde mit äußerster Geschäftigkeit immer fester verschlang, für kurze Zeit zu befreien und aus dem Banne herauszutreten. In solchen Stunden streifte der jetzt auf eigenen Füßen Stehende den steifen Plunder von sich, zeigte sich seinen Untertanen und verkehrte als humaner, zuweilen sogar als jovialer Landesvater mit den nicht zum Hofe Gehörigen, mit den Beamten und Leuten aus dem Volk.

Verständige Landesfürsten hielten sich ja für berufen, alles, auch das Kleinste, mit eigener Hand zu ordnen; überall in dieser gestaltenreichen Vielregiererei sollte man die fürstliche Einwirkung herausfühlen. So gewährten sie freigebig Bittstellern aller Art Audienzen. Und damit schlugen sie zwei Fliegen mit einer Klappe. Das, was sie erfuhren durch Ausfragen von niederen Beamten und anderen Schutzlehenden, enthielt nicht selten Aufklärungen und Anklagen, mit denen man die in ihrer Glückseligkeit ungestört sitzenden Hofleute zu schrecken vermochte. — War auf der andern Seite die Audienz durch Einziehung der nötigen Erkundigungen gehörig vorbereitet, so verstand es ein kluger Fürst, den Bittstellern gegenüber als der Allwissende zu erscheinen, als der, dem auch das Kleinste nicht entgeht, der alles in seiner Hand hält, den glänzenden Hof so gut, wie die kleinen Dinge der Bauern im letzten Dorfe, als ein Auserwählter, dem eine besondere geheimnisvolle Kraft innewohnt.

In den Stunden solchen Heraustretens aus der steifen, den Bürger abschreckenden Perückenpracht war es, wo sich der Landesherr den Ruhm eines leutseligen Monarchen, eines populären Mannes, den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwerben konnte. In der Wonne solcher Stunden vergaßen weite Kreise der Untertanen ganze Jahrzehnte voll Tyrannei und Übermut. Die Bewunderungsbedürftigkeit verlangte ihr Recht, und

die Genügsamkeit der Zeit war mit der kargsten Gabe zufrieden. Die Sprache bot nicht Worte genug in Prosa und in Poesie, um den Mann zu verklären, der so göttergleich zu den Armen niedersteigt.

Durch derartige Vorgänge vermehrte sich zugleich der Einfluß der fürstlichen Persönlichkeit und des Hofes auf alle Lebenskreise. Sonst pflegten die Regierten, die so scharf geschieden waren von den Regierenden und Privilegierten, mit unterthänigster Verwunderung auf das Schauspiel zu blicken, wenn „die Herrschaften“ sich einen vergnügten Tag machten. Je häufiger aber der Fürst selbst heraustrat, je öfter sich Berührungspunkte zwischen den Untertanen und dem Hof ergaben, desto williger wurde den Anschauungen des Hofes auch anderwärts gehuldigt, desto häufiger sprang das Treiben des Hofes auf die Masse des Volkes über.

Diejenigen Schichten des Bürgertums, welche sich durch Wohlstand und gesellige Stellung auszeichneten, die höheren Beamten und Gelehrten, die größere Kaufmannschaft, grenzten ja ohnedies etwas an den Adel oder zeigten sich doch zumeist eifrig bemüht, ihm nahe zu kommen. Diese Kreise waren es zunächst, in welche das Gift höfischer Üppigkeit und Sittenlosigkeit im Bunde mit einer leichtfertigen Literatur und ständiger Geldbedürftigkeit immer tiefer eindrang. Die zahlreiche Dienerschaft der Fürsten aber, die Lakaien und Jäger in jeder Abstufung, wußten ihre Gesinnungen der Unterwürfigkeit und Frivolität über die Kreise des kleineren Bürgertums auszubreiten. — Was am Hof mit verfeinerndem und zugleich verhüllendem Reize umgeben war, das zeigte sich hier bei der Menge in seiner ganzen plumpen Roheit.

Prunk, Hochmut und Vornehmthuerei nahmen in der ganzen Klasse der Regierenden überhand; und zu dieser Klasse rechneten sich alle Angestellten bis herab zum niedrigsten Schreiber und Forstdiener. Servilität auf der einen, Übermut auf der anderen Seite waren ganz natürliche Folgen. Der bloß zahlende und fronende Arme, gehezt wie ein Hase und stumpf geworden, ließ am Ende alles über sich ergehen.

Die Kunst des fürstlichen Finanzmannes bestand ja darin, aus allem, was der Bürger, Bauer und Handwerker besaß, aus allem, was er produzierte, aus jedem Vorgang im Leben durch Steuern und vielnamige Abgaben Geld zu ziehen. Denn die Naivität des absolutistischen Herrschertums sah die Beutel der Untertanen als unbestrittenen Besitz der Herrschaft an. Während in anderen Ländergebieten die Gunst der Weltlage, die Verbindung mit dem Meere und den reichen überseeischen Ländern Gelegenheit schufen, Reichtum aufzuhäufen, blieb es auf der dem Weltverkehr verschlossenen deutschen Scholle die Steuerkraft der Bewohner allein, welche für alles andere Ersatz zu schaffen hatte. Daneben aber suchte man höchst eifrig durch allerlei Kunststücke das Geld des Auslandes über die eigenen Grenzen hereinzulocken. Das letztere, das Hereinbringen fremden Geldes, hätte sich wohl am ausgiebigsten vollzogen, wenn man im stande gewesen wäre, eigene Produkte im Tausch gegen das fremde Geld hinzugeben. Allein da waren weder natürliche Schätze des Landes, noch Erzeugnisse der Kunst und der Industrie in hinreichender Menge vorhanden.

Was sich allein als im Lande Überflüssiges, zugleich auswärts Begehrtes fand, das waren die starken Arme und Fäuste der Untertanen. Geld begehrte der prachtliebende Hof in immer wachsender Menge und so war der Entschluß bald gefaßt: man vermietete oder verkaufte die handfesten Untertanen an fremde Mächte, um mit gewaffneter Faust deren Interessen zu verteidigen.

Zunächst waren es befreundete Mächte, wie der Kaiser, oder durch politische Bündnisse nahe gerückte, denen die deutschen Fürsten gegen Geldvergütung ihre bewaffneten Untertanen überließen; bald aber kamen auch ganz fernstehende, fremde Machthaber darum ein, daß ihnen gegen Zahlung bestimmter Geldsummen deutsche Söldlinge über-

lassen werden. Und in derartigen Abmachungen zeigte sich die ganze Kläglichkeit der despotischen Fürstengewalt des 18. Jahrhunderts.

Allein trotz aller Ausbeutung und Plünderung der Volkskraft, trotz aller Demütigung vor dem Auslande blieb es dabei: der Landesfürst fuhr fort, in den Augen der recht- und willenslosen Menge als derjenige zu gelten, der alles, Gedeihen und Ruin der ihm anvertrauten Untertanen, in seiner Hand hält. Und drohte je einmal eine vereinzelte Stimme die Lust an der Knechtseligkeit zu stören, so traten die fürstlichen Hächer dazwischen und wußten bald den ungebetenen Störer zum Schweigen zu bringen auf dem Blutgerüste oder hinter dicken Festungsmauern. —

Für das Menschengeschlecht des 18. Jahrhunderts war der Zusammenhang mit dem alten Reiche deutscher Nation so vielfach gewaltsam durchlöchert worden, daß eine Erinnerung an die alte Größe und staatliche Bedeutung kaum mehr bestand. Ein wunderliches, altfränkisches Zeremoniell war es allein noch, was eine geistige Verbindung mit den Begriffen von „Kaiser und Reich“ herstellte. Bei jeder neuen Kaiserkrönung pflegte man das Oberhaupt zum Dank für die geschehene Erwählung zu zwingen, durch Kapitulationen an der kaiserlichen Gewalt herunterbröckeln zu lassen. So war allmählich wenig Ansehen und Macht übrig geblieben.

Das Mißtrauen der immer anspruchsvoller auftretenden Landesherren band dem gemeinschaftlichen Oberhaupt mehr und mehr die Hände; damit der Kaiser nichts den einzelnen Fürsten Nachteiliges unternehme, wurde ihm das Vermögen genommen, überhaupt etwas zu tun. Über alle wichtigen Angelegenheiten, Gesetze und Ordnungen, über Krieg und Frieden konnte der Kaiser nur gemeinsam mit den Reichsständen Beschlüsse fassen.

Die Reichsstände, der deutsche Reichstag, erscheint noch im 16. Jahrhundert als eine Einrichtung, welche dadurch wohlthätig und ausgleichend wirkt, daß sie Gelegenheit bot zu unmittelbarem Verkehr, zu persönlichem Aussprechen zwischen groß und klein, geistlich und weltlich. Jetzt, im 18. Jahrhundert, war daraus eine Versammlung diplomatischer Vertreter geworden, die sich in einem Labyrinth schwerfälliger Formen und pedantischer Zeremonien abmühte. — Die drei Reichskollegien, die Bank der Kurfürsten, die der Fürsten und die der Reichsstädte, existierten noch; aber die alten Formen paßten nicht mehr in die Umgestaltung aller Verhältnisse; sie fristeten ein künstliches, wesenloses Dasein und boten dem boshafsten Kritiker weit mehr Ausbeute und Befriedigung als dem Staatsmann oder Volkswirt.

Eine der wohlthätigsten Einrichtungen des alten deutschen Reichs, aus der Reformperiode des 15. Jahrhunderts stammend, ist das Reichskammergericht in Wehlar; der gemeinsame oberste Gerichtshof, bei dem jeder Deutsche Recht finden konnte selbst gegen die Gewalt seines Landesherrn, gegen Mißbräuche aller Art, gegen die Unsitte der Selbsthilfe. In Wirklichkeit freilich kam dies oberste Gericht kaum jemals zur Entfaltung seines versöhnenden und zugleich zwingenden Einflusses. — Zunächst errichtete der Kaiser, dem die Schaffung des Reichskammergerichts keineswegs willkommen war, als Rivalen den Reichshofrat in Wien, dem die gleiche Befugnis, durchaus unabhängig vom Reichskammergericht, zustand.

Dieselben Ursachen des Unfriedens aber, die den Reichstag lähmten, dieselben unfruchtbaren Zänkereien taten auch dem Reichskammergericht Eintrag. Materielle Not, Mangel an Geld, Abnahme der sittlichen Autorität führten das Gericht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unvermeidlicher Auflösung entgegen. War das Vertrauen auf die Justiz in Wehlar klein, so begann auch das Ansehen des Reichshofrats in Wien bedenklich zu schwinden. Für eine offenkundige Sache galt es schon in der Mitte des

18. Jahrhunderts, daß der Rechtsuchende bei diesem trägen, unfähigen, geldgierigen, jeder Form der Bestechung zugänglichen Gerichtshof verkauft und verraten sei.

Um so schutzloser waren Person und Freiheit der Untertanen dem Belieben der Landesherrn preisgegeben. Aus der Theorie von der göttlichen Erhabenheit und Unfehlbarkeit des Monarchen floß ganz von selbst das Eindringen des persönlichen Gutbefindens in die Tätigkeit der Verwaltungsbehörden, wie in den Gang der Gerichte. Ja in manchen deutschen Ländern war die Kabinettsjustiz, das unmittelbare Eingreifen des Landesherrn in Rechtsfachen, ganz an der Tagesordnung.

So konnte es nicht fehlen, daß die mehr als 300 Selbstherrscher auf deutscher Erde, die erblichen und gewählten, die monarchischen und republikanischen, die weltlichen und geistlichen Machthaber sich ungemein behaglich fühlten im Vollbesitz ihrer Unabhängigkeit und ihrer „Freiheiten,“ nirgends eingeengt durch die abgelebten Gewalten des Reichs, weder durch den Hof oder die Person des Kaisers, noch durch den Reichstag oder das Kammergericht, von keiner Seite her ein Gesetz empfangend als von dem eigenen Belieben, nach keiner Seite hin verpflichtet, für allgemeine Zwecke Mittel aufzubringen.

Wie sehr unter solchen Umständen die kaiserliche Würde als Last empfunden wurde, das kam erst auf dem Kongreß in Wien 1814 zu ganz deutlichem Ausdruck, als von der Wiederaufrichtung des habsburgischen Kaisertums die Rede war. Einstweilen hatte sich ja auch im Jahr 1804 die habsburgische Hausmacht als Kaisertum Österreich angekündigt. Dem Wesen nach hatte dieses Kaisertum Österreich, die Zusammenfassung der Gewalten als König von Ungarn und Böhmen, als Erzherzog von Österreich, Landesherr von Steiermark, Tirol und anderen Gebietsstrecken, längst existiert; nur der gemeinschaftliche Name fehlte. Während die Habsburger in ihrer Eigenschaft als deutsche Kaiser im Innern des Reichs fast machtlos dastanden und in der europäischen Politik nicht wesentlich beachtet wurden, stellten sie längst, schon seit Jahrhunderten, als Inhaber einer Reihe von Kronen, als Herrscher über die verschiedensten Völker, eine europäische Großmacht vor.

Ohne diese Großmacht konnte sich auf dem Festlande nichts mehr in den Geschicken des Weltteils vollziehen, während sich das deutsche Reich als eine Wirklichkeit, als eine lebendige Kraft in keinerlei Fragen mehr fühlbar machte.

Dem entsprach auch die harmlose, fast kindliche Betätigung des Kaisers im Innern des Reichs: er teilte Adelsbriefe aus, nahm Standeserhöhungen vor, versah neuerrichtete Universitäten mit Privilegien, bestimmte Zollstätten und Münzgerechtfame. Und fast schien es, als werden diese und ähnliche Rechte nur ausgeübt, um das Dasein kaiserlicher Macht, der eine ins Volksleben tief eingreifende Wirksamkeit abging, durch oberflächliches Tun von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen.

Es ist schon gesagt worden, daß die Wahlkapitulationen die Rechte der Landesherrn gegenüber dem Kaiser immer mehr erweiterten. Aus derselben Quelle floß eine Erhöhung der Selbstherrlichkeit des Fürsten gegenüber den Landständen des eigenen Gebiets. In diesen einzelnen Landesterritorien hatten sich ja schon im Lauf des 17. Jahrhunderts die Fürsten groß und klein zu unabhängigen Herren aufgeschwungen. Je mehr die Vorstellung vom einigenden, alle Besonderheiten umfassenden Reich, vom allgewaltigen Kaiser in Vergessenheit und Dunkel versank, in desto reicherer Entfaltung traten die mit einem gewissen Eigenleben begabten Landesterritorien hervor. Hieher, unter den Schutz der Landeshoheiten, flüchtete sich, was übrig war von Selbstbewußtsein, von Wohlstand und Besittung, von Wissenschaft und Kunst, von Waffenruhm. Hier aber, in diesen Kleinstaaten, fand zugleich das Vorbild getreue Nachahmung, das die französischen Könige gaben.

Die solche Unbeschränktheit des Eigenwillens der fürstlichen Persönlichkeit voranstellten, konnten unmöglich neben dem eigenen Belieben noch die Landstände dulden, die, auf ihr Steuerbewilligungsrecht pochend, mit knauseriger Hand den Beutel zuhielten. Auf dem ganzen europäischen Festland zeigte sich im 18. Jahrhundert die Tätigkeit der zu Recht bestehenden ständischen Korporationen gelähmt. Die übermächtig gewordene und im deutschen Staat durch nichts gehemmte Fürstengewalt trat entweder Schritt vor Schritt den landständischen Widerstand nieder, oder ignorierte ganz einfach den Einspruch als eine Sache, die vor dem Fürstenwillen keinen Bestand hat.

Im allgemeinen hatte sich aber auch dies Ständewesen vollkommen überlebt. Es trug noch unverkennbar die Spuren seines Herkommens, des Mittelalters, zeigte sich in seinen starren Formen kaum einer Reform fähig. Längst wurzelte es nicht mehr im Bewußtsein des Volks; denn es vertrat zumeist nicht sowohl das Volk, als vielmehr die bevorrechteten Schichten. Alle möglichen Mittel hatte die Staatsgewalt gefunden, um sich der ständischen Aufsicht und Kontrolle zu entziehen; insbesondere waren auch indirekte Steuern und ähnliche Einnahmequellen eingeführt worden, über die den Ständen kein Recht zustand.

Von der Bevölkerung selbst, vom Bürger und Bauern wenigstens, war keinerlei Widerstand zu befürchten. Denn zugleich mit ihrem Wohlstand hatte diese Klasse das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit, jeglichen Schwung verloren, war versunken in Schmutz und stumpfe Gleichgültigkeit und fand ihre eigentliche Bestimmung im stummen Dulden, im Ertragen jeglicher Art von Not und Elend.

Diejenigen aber, deren Beruf es ist, das geistige Leben des Volks rege zu erhalten: Gelehrte, Geistliche, Lehrer, Künstler, Dichter, Erfinder, — alle fanden sich eingeschüchtert durch die Armseligkeit der Zeit; aus der Tiefe emporgehoben nur dann, wenn ein gütiges Geschick sie unter den Schirm eines Hofes führte. — Selbständige Charaktere blieben selten. Zudem sah sich der Adel verarmt und machtlos; nur dadurch vermochte er zumeist sich selbst durchzufristen, daß er die eigene Existenz dem erwärmenden Strahl, der vom Landesfürsten ausging, nahe brachte.

Alle diese Gebrechen des Zeitalters wurden lebhaft empfunden von denjenigen, bei denen die Gedanken, die eine bessere Zeit erfüllt und gehoben hatten, weiter wirkten. Wenn auch die meisten Publizisten des 18. Jahrhunderts die Dinge lobten, wie sie eben waren, so fehlte es doch nicht an solchen, die klagten, daß einzelne Landesherren mit ihren Ländern und Untertanen so schalteten, wie ein Gutsherr mit seinem Gute und den dazu gehörigen Leibeigenen, daß sie nur persönliche Neigungen und Leidenschaften befriedigten, ihr Land aussaugten und für nichts Interesse zeigten, als für Jagd und Soldatenwesen. Darum gebe es auch Länder, wo der Untertan mit Abgaben und Diensten bis zum Unerträglichen beschwert werde, wo von Herren und Dienern fast alles für Geld zu haben sei, wo an Kirchen- und Schulwesen, an Erhaltung und Anlegung von Verkehrsmitteln, an Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt kaum gedacht werde, wo Gerichtswesen, Münze und Polizei sich in der größten Unordnung befänden.

Freilich zeige sich da und dort auch der Eifer besserer Regierungen, geistlicher und weltlicher, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben, Kirchen und Schulen mit tüchtigen Männern besetzen, Wege bessern, über Münze und Polizei wachen und den Nahrungsstand der Untertanen fördern.

„Die Souveränitätsbegierde“, klagt J. J. Moser, „bemeistert sich immer mehr der fürstlichen Höfe; man hält Soldaten, so viel man will, legt Accis und andere Imposten auf; kurz, man tut, was man will, läßt die Landstände und Untertanen, wenn es noch gut geht, darüber schreien, oder macht ihnen, wenn sie nicht alles, was man haben will, ohne Widerstand tun, auch die nötigsten und glimpflichsten Vorstellungen zu lauter Verbrechen, Ungehorsam und Rebellion.“

Überall dasselbe System: hier schrankenlos, ohne alle Scheu und Scham; dort verbrämt mit allerlei landläufigen Redensarten von väterlichem Wohlwollen und ähnlichen anständig aussehenden Verhüllungen. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts brachen sich endlich, vorzüglich in Preußen, Baden, Weimar, neue Grundsätze für die Aufgabe des Staates und für das allgemeine Wohl Bahn. Bedeutende Persönlichkeiten schritten voran und bewahrten das Zeitalter vor Versumpfung, Erschlaffung und Tatenlosigkeit. In keinem Teile Deutschlands geschah das so energisch, so planmäßig bewußt, als in dem brandenburgisch-preußischen Staat.

Aus der Asche, aus der Armut, aus dem geistigen Elend des Dreißigjährigen Krieges hob sich unter den deutschen Territorien am schnellsten Brandenburg heraus. Auf magerer Scholle war das Volk hier gewohnt, sich dürftigen Lebensunterhalt zu erkämpfen, alles von sich zu erwarten, wenig von der Natur. So wuchs der junge Staat unter seinem strengen Erzieher und Lehrmeister heran, frisch, unternehmungslustig, arbeitsfroh. Ein Ahnen ging schon damals durch die ersten Geister der Nation, daß der sich jetzt an die Spitze der deutschen Territorien stellende preußische Staat einem großen Ziele bewußt entgegenstrebe, daß man ein Ende des allgemeinen Elends absehe. In der Tat, bald schien es, als sei der Deutsche berechtigt, nach dem Höchsten zu greifen. Deutsche Männer füllten die Welt mit ihrem Ruhm. Nach langer Zeit war in Friedrich dem Großen wieder ein Mann erstanden, die Bewunderung der Welt ob seiner Überlegenheit über alle Zeitgenossen. An ihm konnte das deutsche Nationalbewußtsein nach langem Unglück und nach vielfacher Demütigung sich wieder emporranken. In diesem Sinn wurde er Eigentum der Nation; in diesem Sinn gestaltete sich sein Staat mit den neuen Regierungsgrundsätzen zu einer Erziehungsanstalt für das ganze Volk.

Diese neue Art des absoluten Königtums kam durch Friedrich den Großen zum vollkommensten Ausdruck und wirkte umgestaltend auf einen großen Teil der deutschen und europäischen Welt. Wie ein Gleicher unter Gleichen verkehrte der große König mit hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern; vom bloßen Vorzug der Geburt ohne entsprechende persönliche Leistung hielt er wenig. Dadurch förderte er in gewissem Sinn die Ausgleichung der schroffen Ständeunterschiede und gab dem weitverbreiteten Denkgeist, der Lust namentlich, über die wahre Glückseligkeit, über Freiheit und Gleichheit der Menschenkinder nachzudenken, einen neuen Anstoß.

Hatte man seither dem Grundsatz gehuldigt, daß alle Rechte dem Landesherrn zukommen, alle Pflichten dagegen den Untertanen; daß diese nur zum Gehorchen da seien, der Fürst aber nur zum Gebieten, so fand sich jetzt der Grundsatz aufgestellt, daß der Staat, als Wohnplatz und Verband aller Staatsangehörigen, eine sittliche Macht darstelle, welcher selbst der Fürst seinen persönlichen Willen unterzuordnen habe. Von seinen Kabinettsakten legte Friedrich der Große den Urteilsfähigen unter seinem Volke noch bei Lebzeiten Rechenschaft ab; der erste *compte rendu*, der von einem unbeschränkten Monarchen in die Öffentlichkeit hinausging.

Dieselbe politische Weisheit, welche der König in der Ordnung der inneren Angelegenheiten des von ihm geschaffenen Staates an den Tag legte, schuf auch die ersten gesunden Grundlagen für die Entwicklung eines staatlichen Lebens in deutsch-nationalem Sinne. Denn die Bedeutung der Rettung Bayerns vor den Griffen Österreichs, die Bedeutung des deutschen Fürstenbundes liegt wesentlich darin, daß der deutsche Boden sich selbst erhalten blieb, daß die Aufrichtung einer deutsch-österreichischen Weltmacht verhindert und der erste Versuch gemacht wurde, Österreich aus Deutschland hinauszusperrn.

Mit den Grundsätzen: „Alles für das Volk, aber nicht durch das Volk“ und: „Der Monarch ist der erste Diener des Staates“ blieb freilich das neue System des preußischen Königs ein Despotismus so gut wie das alte. Denn man hütete sich, eine gesetzliche

Schranke für den Eigenwillen des Herrschers, irgend eine strenge Kontrolle zu schaffen. Nur die vom Fürsten anerkannten Grundsätze des Regierens, auf das Gemeinwohl des Staates und aller Staatsangehörigen hinzielend, waren dazu bestimmt, nicht als geschriebenes, in Paragraphen gebrachtes Verfassungsgesetz, sondern als bindende sittliche Größe eine Schranke für den Willen des absoluten Alleinherrschers aufzurichten. Persönliche Launen und Leidenschaften des Fürsten sowohl wie seiner Diener und des gesamten Hofes sollten zurücktreten vor dem allgemeinen Besten. Denn alle dienten ja demselben höchsten Wesen, dem Staat; alle, vom König bis zum niedersten Gehilfen, stellten die Klasse der Staatsdiener vor.

Wie die Lehre der Ludwige in Frankreich von dem Zusammenfallen des Staates mit der fürstlichen Persönlichkeit ihre Nachbeter gefunden hatte, so wirkte jetzt der neue Begriff, den man aufgeklärten Despotismus genannt hat, in vorbildlicher Weise, machte Schule bei groß und klein.

Schon hatten die Ideen der Aufklärung, die zunächst aus England und Frankreich stammten und Gerechtigkeit und Wohlwollen für die gesamte Menschheit forderten, schon hatten diese Ideen sich auf deutschem Boden heimisch gemacht. Aber tiefer und vielseitiger als die berühmtesten Aufklärer des Jahrhunderts hat doch das Beispiel des großen Königs gewirkt. Wahrhaft humane Fürsten, an denen es in Deutschland nicht fehlte, fanden ihre Lebensaufgabe in der Verwirklichung der neuen Grundsätze.

Mancher, der unterzugehen drohte in dem gedankenlosen Schlendrian der Zeit, in dem bequemen Genußleben des Hofes, raffte sich auf und verhalf seinem besseren Selbst zum Siege, um in voller Ausübung landesväterlicher Pflichten, als guter Hausvater, als Landwirt, als Philosoph, als Freund der Künste und Wissenschaften einen dauernden Segen von Aufklärung über sein Land ausströmen zu lassen und vielfachen Anstoß zu neuer Thätigkeit zu geben. Wenige von den Fürsten freilich waren geistvoll genug, um sich, wie Herzog Karl Eugen von Württemberg, ein eigenartiges Feld für ihr Tun zu schaffen; nicht alle, welche den neuen Grundsätzen huldigten, folgten dabei einem inneren Drang und höheren Beruf; bei manchen erschienen lediglich Lust am Tändeln und Popularitätshascherei als die wahren Triebfedern.

Es wurde Sitte unter den Machthabern groß und klein, geistlich und weltlich, sich zu überbieten in freisinnigen Redensarten und Versprechungen, in Verkündigung humaner Grundsätze, in philosophischen Ausführungen über die Wohlfahrt der Völker und ihre Rechte. Schade, daß der Wetteifer größtenteils wirkungslos blieb; wirkungslos aus zwei Gründen: einmal konnten die Völker und Völkchen, an welche die neumodischen Reden gerichtet waren, die süßlichen Worte und akademischen Wendungen nicht verstehen und fassen; und zum zweiten fehlte denen, die so sprachen, zumeist der sittliche Ernst und die rücksichtslose Selbstzucht, um über den Klingklang hinauszukommen. So blieb die Menge im Dulden und Tragen ihrer Last und konnte nicht Worte genug finden, das gute Herz und die weitgehende Fürsorge des erhabenen Landesvaters zu rühmen.

Aber Eines war erreicht: es wurde das Feld vorbereitet für einen jungen Nachwuchs, als dessen Bestimmung es erschien, einen gewaltigen Umschwung im geistigen, sozialen und politischen Leben der Nation herbeizuführen, um von der Vorstufe des aufgeklärten Despotismus weiter zu leiten bis zur Anerkennung des Volkes als der alles bewegenden Kraft und zugleich als der Macht, welcher die Kontrolle über die Verwaltung der öffentlichen Mittel und über alle Schritte der Regierung zusteht.

Das Fehlen eines anerkannten politischen Mittelpunktes, einer Hauptstadt im deutschen Reich, machte sich mit Naturnotwendigkeit auch geltend in der Bewegung und im Entwicklungsgang des gesamten geistigen Lebens. — Durch die Ansichten, welche in

einer alle anderen Mittelpunkte provinzieller Natur weit überragenden Hauptstadt herrschen, kommt das nationale Gefühl am schärfsten und vollkommensten zum Ausdruck. So geschah es, daß das geistige Leben in Frankreich und in England eine ganz bestimmte Richtung auf das Nationale erhielt.

In Deutschland dagegen fehlte jeder Zusammenhang zwischen dem wirklichen Leben und dem gemeinschaftlichen Vaterland. In den Vorgängen des täglichen Lebens kannte der Deutsche seit vielen Menschenaltern keine andere Staatsgewalt als die seines Landesherrn. Einen gewissen Schatz von patriotisch klingenden Phrasen hatte man sich zwar erworben. Aber derartige Äußerungen des Gemüts sind durchaus zurückzuführen auf ein jedem Menschen angeborenes Gefühl, das sich niemals ganz unterdrücken läßt, oder auf Nachahmung fremder Tugend. Das wirkliche Interesse an politischen Vorgängen aller Art ist erstaunlich gering.

So wie sich eine Menge von kleinen Zentralpunkten für das zersplitterte und gekünstelte politische Leben auf deutschem Boden herausgebildet hatte, so gruppierte sich auch das geistige Leben um eine ganze Reihe von vereinzelt Erwärmungs- und Bildungsherden. Ein urgermanischer Zug sprach sich in dieser Vielgliedrigkeit aus; er förderte die innere, die individualisierende Erziehung, schuf geistige Feindschaft gegen Schablone und wußte schöpferischer Tätigkeit ungezählte Tore zu öffnen.

Bei derartigem Ursprung mußte dem geistigen Leben in Deutschland die nationale Begrenzung fehlen. Schrankenlos, uferlos dehnte sich die neue Art deutscher Bildung und sah es als besonderen Ruhm an, daß sie es verschmähe, die heimatliche Scholle als ihre reale Grundlage anzusehen, daß sie es vorziehe, der ganzen Welt, der gesamten Menschheit anzugehören und zu dienen. Durch solchen Kosmopolitismus gingen die Leistungen in ihren Wirkungen und in ihrem Werte für die Nation freilich zunächst verloren; sie waren vorerst nur um ihrer selbst willen vorhanden.

Und dies Weltbürgertum selbst sah sich in seiner Selbstgenügsamkeit, in seiner Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Welt rings herum durch nichts so sehr gefördert, als durch den Mangel des Staatsbürgertums, das von jedem einzelnen einen Teil seiner Kraft für die Angelegenheiten des Vaterlandes in Anspruch nimmt. Erst in der Zeitspanne des politischen Lebens, in der die Mängel der weltbürgerlichen Bequemlichkeit deutlich sich enthüllten, erst da fand die Rückbildung des deutschen Geisteslebens in nationalem Sinne statt.

Als Pflegestätten der Bildung sind in erster Linie die damals noch zahlreicher als heute über die deutschen Länder gestreuten Universitäten anzusehen; ferner die großen Handelsstädte und die fürstlichen Höfe. Glänzend war zumeist für das höhere Bildungswesen gesorgt; im argen aber lag in den meisten Gebieten der Volksunterricht. Als Schulmeister waren in der Regel Handwerker angestellt, welche neben ihrem Gewerbe den Küster- und Schuldienst versahen. Zweckmäßiger Schulordnungen mit sorgfältigerer Vorbereitung der Lehrer erfreute man sich in Sachsen, in Württemberg und einzelnen kleineren Gebieten.

In etwas besserem Zustand befanden sich die lateinischen Schulen und Gymnasien der Städte. Man begann die geistlose grammatikalische Dressur zu verlassen, ja sogar da und dort den Realien Eingang zu gewähren. Allein zumeist hing man doch noch an totem Kram, quälte sich ab mit Wortklaubereien und pedantischen Spitzfindigkeiten. Noch sah sich das Bürgertum überall von der Kaste der Stubengelehrten beherrscht.

Die allermeisten bedeutenderen Landesherrn hielten die Stiftung einer Universität für ein notwendiges fürstliches Zubehör. So wäre durch eine große Anzahl von Bildungsstätten reichlich gesorgt gewesen. Allein auf den meisten derselben setzte sich der her-

gebrachte Schlandrian jeder pädagogischen Reformidee entgegen. Man war weit entfernt, das Wissen für ein Mittel zur Veredlung des Lebens zu halten, man krallte sich vielmehr an ihm fest als an einer durch das Herkommen notwendig gewordenen Sache toter Gelehrsamkeit. Wenn einzelne Universitäten, wie Göttingen und Halle, sich hervortaten durch den Gebrauch der deutschen Sprache und freien Vortrag, so erschien das als Ausnahme, großenteils zurückzuführen auf einzelne Persönlichkeiten, die, wie Thomasius, einen günstigen Boden für ihre Reformgedanken gefunden hatten.

Ein bescheidenes Stilleben aber war das Los der meisten Universitäten, die sich denn wesentlich auch mit der Pflege der Fach- und Brotwissenschaften befaßten. Trotz allem muß es als eine tiefgreifende Neuerung begrüßt werden, daß das freie, selbstständige Forschen in gedeihlichem Fortschreiten begriffen ist. Von der dem Zentrum der Nation am fernsten gelegenen Universität, von Königsberg, kam durch Immanuel Kant jener mächtige Anstoß, der nicht bloß im wissenschaftlichen Denken, sondern auch in den sittlichen und politischen Anschauungen der Deutschen eine gewaltige Umwälzung hervorbrachte. Durch Fichte und andere sah sich die neue Bewegung nach der Mitte Deutschlands, nach Jena übertragen. Von hier aus trat sie in innigste Berührung mit dem großen Feuer, das auf dem nationalen Erwärmungsherde in Weimar brannte, wo eben die hervorragendsten Geister der Nation sich mit ästhetischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und sittlichen Problemen beschäftigten. Von Jena nahmen Fichtes Idealismus und Schellings Naturphilosophie ihren kühnen Flug ins deutsche Land hinaus; dort gründete sich auf die Grundsätze des Kantischen Kritizismus eine neue Ära des theologischen Rationalismus.

Dadurch, daß sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Wissenschaften in Verbindung setzten mit der Welt der Erscheinungen, mit den Vorgängen des wirklichen, täglichen Lebens, begannen sie einen mächtigen Einfluß zu äußern außerhalb der Grenzen des abgeschlossenen Gelehrtenstandes. Damit ist der Keim gelegt worden zum gebildeten Mittelstand, der allmählich Selbständigkeit und Selbstbewußtsein genug sich aneignete, um nicht mehr die Augen nur nach dem Hof gerichtet zu halten, um nicht mehr durch Gelehrtenauspruch gebannt zu erscheinen, um ganz auf eigenen Füßen zu stehen und dem eigenen Urteil zu folgen.

Unter den seitherigen Verhältnissen mußten die bürgerlichen Stände, ausgeschlossen von der verfeinernden Sphäre des Hofes und dem Einfluß der Gelehrtenwelt ferngelegen, in allgemeiner Bildung zurückbleiben, etwas Beengtes, Steifes, Spießbürgerliches, Umständlich-Zeremonielles annehmen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat der Geist der Zeit die Spitzen der bürgerlichen Welt von dem Druck der privilegierten Klassen einigermaßen befreit und sie nachdenken lassen über die eigene politische Unmündigkeit und die Vorrechte des Adels, über dessen geringe Beteiligung an Tragung der öffentlichen Lasten.

Diese Macht des gebildeten Mittelstands aber, welche sich nachmals zu einem ausschlaggebenden Faktor erhob und Deutschland vor allen anderen Ländern zum Land des Mittelstandes gemacht hat, diese Macht sah sich vorerst nur durch einzelne Vorläufer vertreten. In den Massen aller Stände, hoch und nieder, steckte noch tief jener Mangel an Selbstvertrauen und Selbstachtung, der sich aus den Zeiten der tiefsten politischen und sittlichen Erniedrigung herschrieb. In höfischen Kreisen, ja auch unter Gelehrten und Beamten galt vielfach noch der als ein besonders Bevorzugter, der die Kunst der Selbsterniedrigung bis zur Virtuosität gebracht hatte. Das schamlose Buhlen um die Gunst der Höherstehenden, das Kriechen vor ihnen bleiben besondere Kennzeichen der Zeit. Dazu treten als nicht gerade seltene Erscheinungen Bestechlichkeit und Niedertracht jeder Art, hochfahrendes und hartes Wesen gegen Niedrigerstehende, Vornehmerei,

heiße Begierde, die eigene Stellung möglichst hinaufzuschrauben. Daher die Vorliebe für Titel, die Verstärkung der die Rangstufen trennenden Scheidewände, die Pedanterie in Aufrechterhaltung eines steifen Zeremoniells, die gezierten Anreden und gedrechselten Komplimente, die ganze Unnatur und Verlogenheit der geselligen Zustände.

Dieses Schwelgen in gedankenlosem, leerem Schein, in erkünstelten Gefühlen, in Abgeschmacktheiten und Selbstdemütigungen aller Art fand seine Förderung durch die Sorte von Literatur, wie sie fast in der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts im Schwange war. In den steifen Regeln französischer Rhetorik bewegte sich die seichte deutsche Dichtkunst; unfruchtbare Vielwisserei blähte die Gelehrten auf; der Presse, der Publizität, wie man sie damals nannte, lag es noch gänzlich fern, sich mit der Kritik öffentlicher Zustände zu beschäftigen. Leer blieben Kopf und Herz; noch hatten die Deutschen ihre reiche Welt der Ideale nicht gefunden; gänzlich unfähig waren sie, tief empfundene Werke der Kunst zu verstehen. Das einzige, was die Seele erhob, was von der Prosa des armseligen Lebens in lichtere Höhen wies, was die Langeweile und die Armut kleinstädtischen Treibens unterbrach, kam als geistlicher Trostspruch und Gesang aus den Reihen der tapferen Pietisten.

Noch herrschte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Müdigkeit vor, die sich aus der großen Leidensgeschichte im 17. Jahrhundert herschrieb; eine allgemeine Wiederbelebung fand erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts statt. Da gewann denn auch die gesamte Presse, Zeitungen, Wochen- und Monatschriften, Broschüren und Flugblätter, an Inhalt; allgemeine politische Grundsätze wurden erörtert, Mißbräuche des bestehenden Regierungssystems; von der Gewalttätigkeit der Beamten, von Bedrückung und Überlastung der Untertanen war die Rede, von der Verschwendung der Staatsgelder, von den Ausschweifungen der Höfe.

Noch bevor das Jahrhundert halb abgerollt war, schlugen besonders volle, tiefe Töne ans Ohr, wie man sie bisher niemals vernommen; Klopstock hatte 1747 die ersten Gesänge seines Messias veröffentlicht. Diese Sprache, voll Schwung, Adel, Kühnheit, war sie denn dieselbe, die eben noch notdürftig dahergestolpert kam? Das ganze Deutschland jubelte dem Sänger zu, dem es gelungen war, der Phantasie so weite Räume zu öffnen, der einen Blick verstattete in die Pracht germanischer Vergangenheit, der eine Ahnung vom großen deutschen Vaterlande aufsteigen ließ. Und zu der schwärmerischen Überschwenglichkeit trat jetzt als Ergänzung der Befreier von geistiger Fremdherrschaft, der Zerschmetterter des unnatürlichen Zwanghauses, eine schöpferische Kraft, kühn und fessellos, welche die reine Wahrheit und freie Bildung über alle erkünstelten Gesetze stellte, — Lessing.

Daß sich die schöne Literatur zur Herrscherin im geistigen Leben der Deutschen aufschwang, war eine Erscheinung, die sich längst angekündigt hatte. Aber seit dem Siebenjährigen Krieg war ein gewisser Taten- und Freiheitsdrang in diese schöne Literatur hineingekommen. Von tapfern Männern der eigenen Nation konnte man wieder reden, und zu ihnen trat bald, als besonderer Liebling, ein Fremder, Benjamin Franklin, der mit seinem echt bürgerlich-republikanischen Gepräge und seiner Verteidigung des Vernunftrechtes alle Herzen für sich gewann.

Recht im Gegensatz zu diesem mannhaften, oftmals herben Ton kamen in weiten Kreisen jene gefühlseligen Konventikel auf, in denen schöne Seelen Personenkultus trieben und aus dem Tränenvergießen einen Lebensberuf machten. Förmliche Orgien der poetischen Verzückung, der Freundschafts- und Naturschwärmerei, verbunden mit Tugend- und Freiheitsrausch, wurden gefeiert. Als höchstes Ideal der Bildung galt dieser empfindsamen Überspanntheit die sogenannte „schöne Individualität“, d. h. die Erreichung eines vollendeten und harmonischen menschlichen Ganzen und dadurch persön-

liche Selbstbefriedigung und Glückseligkeit. Die verschiedenen philosophischen Theorien über Moral, Lebensbestimmung, die mannigfachsten auf ästhetische Kultur gerichteten Bestrebungen, besondere Vorgänge, wie „die Stimme der Natur“ im Menschen, wogten in den gebildeten und gelehrten Kreisen hin und her und schienen bestimmt zu sein, eine gewisse Schlassheit, Unsicherheit und eine politische Gleichgültigkeit fortzunähren, auch nachdem Kant den Begriff „Pflicht“ längst wieder ins Bewußtsein zurückgerufen, nachdem Wolff die Notwendigkeit der gemeinnützigen Tätigkeit klargelegt und die Popularphilosophie größtenteils ähnlich lautende Ansichten verkündigt hatte.

Zugleich aber begann das geistige Leben des deutschen Volkes in so breitem Ströme, und doch vielteilig, zu fluten, wie in keinem Zeitalter vorher. Die Einwirkungen der deutschen Philosophen von Leibniz bis Kant, die Schriften Rousseaus und die politische Bewegung in Amerika wie im Nachbarland jenseits des Rheins ließen gleichmäßig ihre ersten Wirkungen spüren. In zahlreichen gemeinnützigen Anstalten betätigte sich der humane Sinn der Zeit; aus den philisterhaften Gewohnheiten des Stubenlebens, aus der Enge, aus dem Zwang zaghaften Bürgertums strebte alles dem Licht, der Natur, mannhafter Tat entgegen. Neue Gedanken über Befreiung von der Last des Alltäglichen, des Einengenden und Fremden sprachen aus dem Pathos und der Leidenschaft eines Schiller; ein bis daher unbekannter Zauber floß aus der naiven Kunst und der überragenden Kraft eines Genius, wie er in Goethe lebte.

Selbstredend aber ist es, daß eine geistige Bewegung in Philosophie und Literatur von solchem Umfang und zugleich von Grund aus neu bauend ihre Einwirkungen zunächst nur in beschränktem Kreise äußern konnte. Nur die Häupter des Volks ergriff die Bewegung, nur über die höchsten Gipfel strich anfänglich der Hauch neuen Geisteslebens, nur langsam und nicht unmittelbar wußte er die Tiefen aufzuwühlen und auf die Massen zu wirken durch populäre Einkleidung philosophischer Begriffe.

So vollzog sich allmählich der Umwandlungsprozeß. Das deutsche Volk, welches ins 18. Jahrhundert eingetreten war mit einer Literatur, der alle schöpferische Kraft, jede Würde, jede Originalität abging, die nur aus Abschnipseln fremden Besitzes bestand, dies deutsche Volk erhielt von dem scheidenden Jahrhundert als Mitgabe ein geistiges Leben und eine Literatur, welche die alten, steifen Formen bis auf den letzten Glitter abgestreift hatte, sich mit zuversichtlicher Schaffensfreudigkeit bis in die lichtesten Höhen erhob, der Nation unter den großen Kulturvölkern wieder ihren Platz anwies und in ihrer ausgestaltenden Vervollkommnung endlich die Einigung der noch lange Zeit auf getrennten Pfaden Sehenden herbeiführte.

Schon Lessing hatte aus der deutschen Bühne die „Kanzel“ gemacht, auf der fortan unsere Dichter zum Volke sprachen als zu einer andächtig lauschenden Gemeinde. So erwies sich das Theater als Bildungsmittel in mehr als einer Hinsicht fruchtbar. Es machte auf die bequemste und eindringlichste Weise die Erzeugnisse dichterischen Schaffens den breiten Schichten des Volkes zugänglich und schuf dadurch zugleich eine Art von sympathischer Gemeinschaft zwischen ihnen und den höher gebildeten Klassen.

Das Reich der Wanderbühnen ging allmählich zu Ende; in großen und kleinen Hauptstädten entstanden Hoftheater; ganz besonders taten sich hervor durch Geschmac und Kunstsinne die Bühnen von Hamburg und Mannheim, die beide sich „Nationaltheater“ nannten. So besaß man hier eine wirkliche „Schule der Nationalbildung“. — Schon vor dem Schauspiel hatte die Oper sich einer verschwenderischen Pflege von seiten der Fürstenhöfe zu erfreuen gehabt, zumeist freilich nicht als deutsche, sondern als französische und italienische Musik. Drei Meister aber waren es, welche in dem zu Ende gehenden Jahrhundert die deutsche Musik, nach der religiösen wie der weltlichen Seite, auf die höchste Höhe gehoben haben: Haydn, Mozart, Beethoven.

In der Plastik fehlte noch das einfach warme Gefühl und der natürliche Ausdruck des Schönen; immer noch herrschte eine unselige Sucht des Allegorisierens, verbunden mit Planlosigkeit und Willkür des dekorativen Elements. Schon versuchten es aber einzelne Künstler, durch ernstes Studium der Antike sich zu höheren Leistungen geschickt zu machen. Die Werke Winkelmanns waren es jedoch erst, welche einer neuen Epoche der Kunst zum Durchbruch verholfen. —

Wo Umwälzungen auf dem Gebiet des politischen, sozialen, literarischen und künstlerischen Lebens einem Zeitalter seinen Charakter ausdrücken, wie es beim 18. Jahrhundert geschieht, da muß auch des Umschwungs im kirchlichen Leben und in den religiösen Anschauungen gedacht werden. Nicht so weite Kreise zogen die Wandlungen des religiösen Lebens durch alle Schichten des Volks, aber sie wirkten unmittelbarer und tiefer als die Lehren der Philosophen und die Leistungen der Dichter auf die mittleren und unteren Klassen des Volks. Freilich vollzogen sie sich fast ausschließlich innerhalb der verschiedenen protestantischen Landeskirchen.

In einer gewissen selbstbewußten Unwandelbarkeit und Ruhe verharrte die katholische Kirche. Neuerungen, wie die der Jansenisten, fanden in Deutschland kaum Boden. Dagegen erwuchs dieser Kirche aus ihrer Einheitlichkeit und aus der Tätigkeit des eben jetzt neu aufblühenden Jesuitenordens immer neue Lebenskraft. Ihr Einfluß hob sich weiter noch dadurch, daß manche Angehörige deutscher Fürstenhäuser, einzelne hervorragende Männer, Gelehrte und Diplomaten zum katholischen Glauben übertraten. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sahen sich Stücke des deutschen Katholizismus in die allgemeine Strömung der Aufklärung mit hineingezogen. Dieselbe Erscheinung zeigte sich natürlich auch bei den Protestanten. Daher kam es, daß die Aufgeklärten beider Konfessionen sich aufs innigste befreundeten. Ja, der freisinnige Katholik fühlte sich dem freisinnigen Protestanten innerlich wahlverwandter als dem eigenen Glaubensgenossen von der strengeren Observanz.

So konnte auch der Gedanke einer Wiederveröhnung der beiden getrennten Kirchen in einer höheren, idealen Einheit da und dort aufstauen. An Versuchen, ihn seiner Verwirklichung entgegenzuführen, fehlte es nicht. Aber je häufiger man die Aufgeklärten beider Konfessionen Hand in Hand gehen sah, desto enger schlossen sich auch die Strenggläubigen auf beiden Seiten zusammen, um rücksichtslos den vom Freisinn bedrohten Bestand zu verteidigen. Auf der einen Seite, durch herbes Wesen und Kampflust ausgezeichnet, Jesuiten und protestantische Orthodoxe, auf der andern die Aufgeklärten beider Konfessionen, die Geheimorden, Freimaurer und Illuminaten. Es blühten ja in dieser Zeit die Mysterien. Die freie Bewegung war vernichtet und das Spiel mit einem Geheimniskram bot ganz besonderen Reiz. —

Der Geschlossenheit der katholischen Kirche gegenüber trat die vielfache Getrenntheit der protestantischen Landeskirchen nur noch mehr hervor. In schroffer Absonderung hielten sich Lutheraner und Reformierte; nicht selten lagen sie in bitterer Fehde. Im Schoß der lutherischen Kirche selbst walteten Zwistigkeiten, gegenseitige Anfeindungen, Verkleinerungen und Verfolgungen aller Art. Recht notdürftig wurde diese innere Zerrissenheit verfleistert durch das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstag, während unerquicklicher Theologenstreit und Rechthaberei beschränktester Art die Zerklüftung erweiterten, der Gedankenlosigkeit, Gemüthlosigkeit und Erstarrung des Glaubens immer mehr vorarbeiteten.

Die Folge aller dieser Vorgänge war, daß unter den Protestanten auf der einen Seite religiöse Gleichgültigkeit zunahm, auf der anderen Seite aber die Sehnsucht wuchs nach einer Art von Gottesverehrung, die sich nicht an die von unversöhnlichem Geist getragenen starren Formen der Landeskirche band, dafür aber um so erbaulicher auf die Seelen und anregender auf den Geist einwirkte.

Man trennte sich demzufolge in feindliche Lager; die einen suchten dem erstarrenden Einfluß toter Formen mit der Glut frommer Empfindung gegenüberzutreten, während die andern, die Anhänger der Orthodorie, sich abmühten, die Dissidenten als Kezer und Schwärmer niederzudonnern. Aber gerade das Spitzfindige der theologischen Zänkerey, das Gewalttätige im Vorgehen der Orthodorie, das Leere der Buchstabengläubigkeit, alles das stieß noch mehr ab und arbeitete sowohl den entstehenden Seheimbünden in die Hände, als auch insbesondere dem einen belebenden Atem aushauchenden Pietismus. Der Verödung des Gemüths entgegenzuwirken, das war das Ziel eines friedlichen und vorsichtigen Mannes, der als Stifter des Pietismus angesehen wird, des Phil. Jak. Spener.

Er tritt nicht als Reformator auf, er verkündigt keine neue Lehre, er festigt keinen Gegensatz und Streit. Was er den Herzen nahebringt, ist lediglich eine neue Richtung des Gemüths. Ja, er ist aller Sektiererei feind und sucht deshalb mit der Landeskirche Hand in Hand zu gehen. Daß bei manchen Anhängern die neue Lehre, welche wesentlich auch Selbstbetrachtungen und Selbstprüfungen herbeiführte, bald in Wunderlichkeiten überging, ja zu einzelnen gefährlichen Abwegen, zum Hochmut gegen die „Weltkinder“ führte, ist leicht erklärlich. Solche Einzelercheinungen aber vermögen das Verdienst des Pietismus um die Sinnesrichtung der gesamten Nation nicht zu vermindern. Überall förderte die neue Richtung bei ihren Gläubigen eine Steigerung des Pflichtgefühls und die Innigkeit der Empfindungen. Mächtig fühlten sich namentlich die Herzen der Frauen angezogen und in den stillen Gemeinden der Pietisten kam deshalb der Erziehung durch die Mütter eine ganz neue Bedeutung zu.

Der Pietismus ist es ganz besonders, der einer Bedrohung deutscher Sitte durch das Beispiel romanischen Leichtsinns und der noch an den Dreißigjährigen Krieg erinnernden Verwilderung entgegengearbeitet hat. Er ist es auch, der erstmals auf deutschem Boden durch freie Privatbeiträge einzelner gemeinnützige Unternehmungen zu schaffen wußte. Ganz im Gegensatz zu der aufgeblasenen Amtswürde der Geistlichen lehrte der Pietismus mit schlichten Bürgern und Bauern, mit Weibern und Kindern verkehren. Der Pietismus suchte auf, während die Orthodoxen vornehm auf die unteren Klassen und auf den ungelehrten Mittelstand herabblickten. Gerade das Verdienst des Pietismus ist es, die Schranke zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde niedrigergerissen zu haben.

Je tätiger und lebendiger sich aber der Pietismus erwies, desto stärkeren Anfeindungen sah er sich ausgesetzt. Allein dasselbe sehnsüchtige Gefühl, das aus der öden politischen und wirtschaftlichen Gegenwart die besten Geister hinübertrieb in die abgeschlossene ästhetische und literarische Welt, dasselbe Gefühl, dasselbe Fluchtbedürfnis vor erstarrendem Eingepferchtsein führte immer wieder gläubige und opferwillige Anhänger ins Lager der Pietisten und Separatisten.

Fast nach jeder Richtung hin erscheint so das 18. Jahrhundert als das gegensatzreichste und vielgestaltigste in politischer wie in geistiger Beziehung. In Deutschland an der Spitze ein Reichsoberhaupt, das weder gesetzgebende noch vollziehende Gewalt besitzt und im Gebrauch aller Regierungsrechte ungemein beschränkt ist. Unter ihm Hunderte von Territorialherren geistlicher und weltlicher Art; alle nur locker mit dem Oberhaupt verknüpft, unter sich an Macht und Größe außerordentlich verschieden. Dazu keinerlei Zentralgewalt, keine Hauptstadt, kein Mittelpunkt politischen und geistigen Lebens. Die Landesherren unter sich zumeist fremd, ohne die Möglichkeit gegenseitiger persönlicher Berührung, wie sie in früheren Zeiten durch den Reichstag stattgefunden; der Reichstag selbst ein unfruchtbarer diplomatischer Kongreß, der Bagatellen wie große Angelegenheiten betrieb und an wirklich Großem und Entscheidendem zaghaft sich vorbeidrückte.

Fast wollte es noch als ein Vorteil auf deutschem Boden erscheinen, daß, da doch einmal der Despotismus in der Zeitrichtung lag, dieser Despotismus sich nicht schrankenlos über das ganze deutsche Land auszubreiten vermochte. Denn jeder Landesherr hatte sich ja selbstherrlich, eifersüchtig auf seine Souveränitätsrechte, von den Genossen sowohl wie vom Reichsoberhaupt abgeschlossen. So nahm das politische, geistige und religiöse Leben auf jeder Scholle andere Gestalt an. Wie verschieden erwies sich das Regiment des großen Königs in Preußen von dem in den Nachbarlanden Sachsen und Hessen-Kassel, von dem in der Kurpfalz! Wie stach das Treiben an diesen verwilderten Höfen, in diesen ausgebeuteten Landschaften ab gegen das milde Regiment in Baden, Weimar, Braunschweig!

Die Mannigfaltigkeit der deutschen Kleinstaaten war es gerade, was eine Zuflucht schuf für die Freiheit im politischen wie im geistigen Leben. Irgendwo auf diesem bunten Teppich fand sich immer für die Freiheit der Rede und der Presse eine Stätte, während im despotischen Einheitsstaat eine einzige Wolke, eine einzige Laune alles gleichmäßig umschattet oder vernichtet hätte. Die überaus zahlreichen Erwärmungsherde ließen keinen einförmigen, alles andere einebnenden oder niedertretenden Despotismus aufkommen. Vielleicht in keinem Zeitraum deutscher Geschichte erwies sich so deutlich und fruchtbringend die Kleinstaaterie als ein wirklicher Segen. Manches freilich verkümmerte durch die kleinlichen und korrupten Zustände. Aber jede einigermaßen gewissenhafte Regierung zeigte sich doch beflissen, eine selbständige, eigenartige Tätigkeit zu entwickeln. Die vielen Hauptstädte und Residenzen, Reichsstädte und Universitäten verhinderten, daß der Begriff „Provinz“ aufkam, als die Heimat der Minderwertigkeit, der Geistesarmut und Vernachlässigung. Das gehörte gerade zu der Ausbeute, welche das deutsche Volk aus dem Zeitraum des 18. Jahrhunderts davontrug, daß eine gleichmäßig verteilte, freilich in Segensätzen sich bewegende Kultur den ganzen deutschen Boden überzog.

Immer mußten die verschiedenen Abstufungen des aufgeklärten Despotismus auch wieder etwas Wohltätiges und Gemeinnütziges zu schaffen. Da und dort verbanden sich sogar die Höfe mit den Freischaren der Denker und Dichter, welche das deutsche Leben aus seinen verschütteten, geheimnisvollen Wurzeln wieder ausschlagen ließen, das ewig Alte und doch Neue wieder zu Bewußtsein und Ehren brachten, welche die orthodoxe Finsternis erhellten und die philisterhafte Weltanschauung austrieben.

So erhielt das Jahrhundert den schönen Namen des Zeitalters der Aufklärung. Mit wilden Sprüngen, in phantastischem Gewande ging in Frankreich die Aufklärung auf die Schaffung des freien Staates los. In methodischer Weise fortbauend suchte sie in Deutschland dem Humanitarismus die Wege zu ebnen, durch Geisterrevolution eine öffentliche Meinung zu schaffen und auf die Umwandlung aller Lebensbedingungen vorzubereiten.

Denn überall predigte die Erstarrung der alten Formen mit lauter Stimme, daß eine Wiederbelebung notwendig sei. Und in der Tat, aus den Fugen und Rissen des Alten drängte sich mit Macht das Neue hervor. Neue Klänge füllten die altgewohnten Räume und kündigten geistige und politische Freiheit an. In aller Überzeugung begann es sich zu festigen: diese alten Formen passen nicht mehr zu den neuen Ideen, zu den Zuständen, welche durch diese angestrebt werden. Es war klar, diese Welt der Schranken muß untergehen; diese Fürstengröße, die wirkliche wie die theatralisch aufgeputzte, muß Platz machen; dieser gekünstelte patriarchalische Despotismus mit seiner Verlogenheit, mit seiner Ausbeutung der Massen, mit seiner Kabinettsjustiz muß weichen, um der Wahrheit, der Berechtigung des Staatsbürgertums die Tore zu öffnen.

Der Druck unbilliger Steuern, die feudalen Belastungen, das Jagdunwesen, der Mangel einer unbefangenen Rechtspflege, die Gewalttätigkeiten der Schreiberkaste, diese

Klagen bilden überall die Hauptbeschwerden der Masse des Volks. Dazu die Mißachtung, die Bürger und Bauern immer noch von seiten der Privilegierten zu erfahren haben; der unausgeglichene Unterschied der Stände. In der dumpfen Schwüle dieser mittelalterlichen Welt machten die Ereignisse vom Sommer 1789 den gewaltigsten Eindruck. Denn der humane und philanthropische Geist, welcher den Anfängen der französischen Revolution zu Grunde lag, hatte bei Regierenden wie bei Regierten in Deutschland ein mächtiges Terrain erobert. Die Ideen von Freiheit und Gleichheit, die Verdammung des Despotismus, der veralteten Standesvorurteile, der Unterdrückung und Ausbeutung des Volks, alles das fand bei den Aufgeklärten Anklang und Zustimmung. Insbesondere die studierende Jugend, wie in Tübingen und auf der Hohen Karlschule zu Stuttgart, wurde von dem Freiheitsrausch erfaßt.

Damit ist das 18. Jahrhundert an der Schranke angestoßen, durch die es vom 19. getrennt ist. Nach rückwärts, gegen das 17. Jahrhundert, ist ja unser Zeitraum abgegrenzt durch die Bewegungen, welche sich im unmittelbaren Gefolge des Dreißigjährigen Kriegs befanden. Unter Mühen nicht gewöhnlicher Art hat das 18. Jahrhundert die brutal gestörte Kulturarbeit wieder aufgenommen und sich eine eigene Welt geschaffen. In breitem Strome flutet diese Geisteswelt hinüber über die Schranke der französischen Revolution ins 19. Jahrhundert, vermischt sich mit der politischen Entfesselung, und stellt in den gewonnenen Resultaten das Lebenselement dar, in welchem das deutsche Volk seine neuen Aufgaben zu lösen vermochte. Und deshalb erscheint uns das Wesen des 18. Jahrhunderts, trotz alles Befremdenden, trotz Zopf, Stöckelschuhen und studierter Grandezza, so verwandt, deshalb ist es für uns von so weitgehender Bedeutung.

Schon in früheren Jahrhunderten, namentlich im 15. und 16., war man beflissen gewesen, der Zersplitterung der deutschen Gebiete in lauter Kleinstaaten entgegenzuarbeiten. Dem Bedürfnis, das weite Reich in größere Ländergruppen einzuteilen, verdankte die Kreisordnung ihre Entstehung. Ein Gegengewicht trat damit der übergroßen Zahl von Kleinstaaten entgegen; das ganze Gebiet erschien dadurch übersichtlich geordnet, ließ sich in Beziehung auf seine Leistungen für das Ganze, Matrifularbeiträge und Heeresordnung, leichter verwalten.

Einzelne der angestrebten Vorzüge vermochten sich einigermaßen einzuleben; allein im ganzen erging es der Kreiseinteilung wie den anderen Formen der Reichsregierung: nur die erstarrte Einrichtung ist geblieben, nachdem aus ihr das Leben längst entwichen war oder doch unter einer ganzen Last von Mißbräuchen begraben lag. — In allem zählte man zehn Kreise. Einzelne von ihnen stellten aber nur einen einheitlichen Machtbereich dar, wie der österreichische, oder waren aus dem eigentlichen Körper des Reichs schon ausgeschieden, wie der burgundische. Im niedersächsischen, im obersächsischen und bayrischen Kreis ergab sich das Eigentümliche, daß Preußen, Sachsen, Hannover und Bayern weitaus die dominierenden Mächte waren.

Anders und bei weitem vielgestaltiger lagen die Dinge im westfälischen und nieder-rheinischen, am buntesten aber im oberrheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreis. Der letztere vereinigte auf einer Fläche von 729 Quadratmeilen (ungefähr doppelte Größe des heutigen Württemberg) 97 verschiedene Landesherren: 4 geistliche Fürsten (Konstanz, Augsburg, Ellwangen, Kempten); 14 weltliche (Württemberg, Baden, Fürstenberg, Hohenzollern, Öttingen sind die wichtigsten, aber Württemberg überragt alle anderen bei weitem); 23 Abteien, 25 Mitglieder der Grafen- und Herrenbank, winzige ritterschaftliche Gebiete und 31 Reichsstädte.

Dieser ungemein bunte Teppich wurde aber noch vielfach durchsezt und durchbrochen durch jenes eigentümliche Vorstrecken österreichischen Gebiets vom Bodensee bis

über den Rhein hinüber ins Elsaß, Vorderösterreich geheißen. Das italienisch-deutsch-slawisch-magyarische Hinterland der österreichischen Hauptmacht sah sich durch diese schmalen, winkeligen, von einer Landschaft zur anderen überspringenden Gebietszipfel bis an die deutsche Westgrenze gerückt. Dadurch wurde Östreich zum eigentlichen Grenzhüter am Oberrhein gegen Frankreich. In allen Kriegen führte es hier den Oberbefehl. Denn von dem östlichen Winkel am Bodensee bei Bregenz dehnte sich das wunderbar geformte Land Vorderösterreich am Nordufer des Bodensees aus, sprang dann, durch ein paar kleine Gebiete vermittelt, an Donau und Neckar (Donaustädte und Grafschaft Hohenberg); auf einzelnen Gebietschollen wie auf Tritsteinen weiterschreitend, gelangte der österreichische Machtbereich über den Schwarzwald hinüber ins Breisgau nach Freiburg und erreichte den Rhein bei Altbreisach.

In dieser Weise wurde also der territoriale Zusammenhang im schwäbischen Kreise durchbrochen. Auf der Karte des Besitzstandes der größeren geistlichen und weltlichen Herren wuchs dadurch das bunte Farngemisch mit wunderbar gezackten Grenzlinien noch mehr. Die allermeisten dieser Gebiete bestanden aber ohnedies schon aus zerfetzten und zerstückten Landbrocken, zwischen welche sich noch die Gebiete der Reichsstädte, der Abteien und der Reichsritterschaft drängten.

Leicht wäre es gewesen, etwa durch Tausch einzelne Gebiete zu runden und den Hauptkörper des kleinen Staates zu verstärken. Allein solchem Versuche stand die kindliche Freude am Wirrwarr gegenüber. Je zerstreuter die Gebietsbrocken lagen, je mehr sie sich unterschieden durch eigenes Recht und eigene Münze, desto eher konnte sich der Landesherr den Genuß gestatten, wenn er von seinen verschiedenen Bezirken sprach, zu sagen: „Meine Staaten.“ Und mit solchem Reden hatte er die Wonne, sich großen Königen gleichzustellen. Je mehr das Land sich teilte durch verschlungene Grenzen, durch Schlagbäume und Hoheitszeichen, desto mehr weitete sich die Vorstellung von der Wichtigkeit der einzelnen Gebietszipfel. Als Großstaat galt schon ein Ländchen von ein paar Duzend Quadratmeilen und daneben fühlte sich immer noch der Besitzer einer viel kleineren Scholle.

Am einheitlichsten gerundet zeigte sich das Gebiet der Reichsstädte. Es umfaßte in vielen Fällen nur den Wohnplatz mit seineremarkung; andere begriffen in ihrem Gebiet noch ein paar Dörfer; einzelne endlich hatten ihre Herrschaft noch weiter ausgedehnt, so z. B. Ulm, dessen Gebiet 15 Quadratmeilen mit 37 000 Einwohnern umfaßte. — Die winzigsten staatlichen Existenzen aber fanden sich in der Reichsritterschaft. Diese erfreute sich einer ganz besonderen Verfassung. So zerfiel die Ritterschaft des schwäbischen Kreises in 5 Kantone, die zusammen 600 bis 700 Rittergüter zählten. Die kleinsten davon umfaßten nur ein Gehöfte, ein Dorf oder deren zwei mit ihren Markungen. Dennoch übten die meisten Besitzer Souveränitätsrechte in demselben Maße aus, wie die großen geistlichen und weltlichen Herren.

Inmitten dieses Gewirrs von Landeshoheiten im schwäbischen Kreise, dem die Zustände im fränkischen und rheinischen vielfach glichen, hätte eine ausgleichende und zusammenfassende Kreisverfassung immer noch in wohlthätiger Weise wirken können. Allein dieselbe Schwerfälligkeit, derselbe üble Wille, der sich hinter nichtsagenden Formen versteckte, alle die Mißbräuche, die den Reichstag in Regensburg zu einem Spott machten, lähmten auch die Kreistage. Immerhin aber waren sie es noch allein, welche bisweilen den Schwachen schützten, welche mit einigem Erfolg die Reichsumlagen eintrieben und zum Schutz der Grenze wenigstens das Allernötigste vorsahen.

Die militärische Seite der Kreisverfassung war denn auch die wichtigste und machte einigermaßen die Wehrlosigkeit wieder gut, welche gerade den deutschen Territorien an der Grenze gegen Frankreich eigen war. Im Norden und Osten des

Reichs fanden sich großräumige Staatenbildungen. Österreich und Preußen standen wehrhaft da als die natürlichen Vorkämpfer gegen Türken, Slawen, Schweden. Der Westen des deutschen Landes aber zählte kein einziges überragendes Dynastengeschlecht; überall kleine, kaum mittelstarke weltliche Gebiete und kraftlose Kirchenstaaten, getrennt untereinander durch anspruchsvolle, lächerlich kleine Sonderexistenzen. Hier galt es also, durch einen Stamm von Kreistruppen einen Kern für die militärische Rüstung zu schaffen und in gemeinschaftlicher Kasse die nötigen Mittel vorzusehen.

Nach allen Seiten freilich zeigte sich das deutsche Reich schwach und armselig, aber nirgends traten diese Anzeichen so deutlich hervor, als im Reichsheerwesen, besonders an der Westgrenze. Die Schuld an solcher Kläglichkeit pflegte immer einer dem andern zuzuschreiben; der Kaiser schob alle Verantwortung auf die Reichsfürsten, die ihm die Hände banden; diese wälzten die Sache ab auf die Schwächeren, und so ging die Geschichte weiter. Der Reichstag, der so gerne schwelgte in Nichtigkeiten, entschloß sich jedesmal nur schwer, in die Frage über Krieg und Frieden einzutreten. Er zögerte und zögerte, wie wenn er den „gefährlichen Läufen“ hätte Zeit verschaffen wollen zur Änderung, zur Umkehr, zur Besserung. Mußte er aber wirklich an das nicht mehr aufschiebbare Geschäft, so waren oft jahrelange Beratungen nötig, um die Frage über den Reichskrieg zur Entscheidung zu bringen.

Kam endlich ein wirklicher Beschluß zu stande, daß das Reich als solches in den Krieg einzutreten habe, so blieb die Sache vorerst noch ruhig auf dem Papier. Jeder Landesherr suchte sich den an ihn herantretenden Verpflichtungen zu entziehen, so gut er konnte; die Kontingente wie die Gelder wurden so lang als möglich zurückgehalten; Kasse und Lager blieben stets unvollständig gefüllt. Nur wenige der größeren Landesherren hielten es für Ehrensache, nicht allzulang auf sich warten zu lassen, und vollends bei den Prälaten und Abtissinnen, bei den Reichsstädten, Grafen und Rittern mußte alles mühselig tropfenweise zusammengeholt werden.

„Die bei einem Reichskrieg und bei einer Reichsarmee sich äußernden Gebrechen“, klagt J. J. Moser, „sind so groß, auch viel und mancherlei, daß man, solange das deutsche Reich in seiner jetzigen Verfassung bleibt, demselben auf ewig verbieten sollte, einen Reichskrieg zu führen.“ Bei all dem aber besaß man Humor genug, um lustig mit einzustimmen, wenn sich Spott und Hohn und Verurteilungen aller Art über die Reichsarmee ergossen.

Bescheidener, als das Reich sie stellte, konnten die Anforderungen an die Kreise nicht wohl bemessen werden. Ein sogenanntes Kreissimplum traf beispielsweise den schwäbischen Kreis, der 2 bis 3 Millionen Einwohner zählte, mit 4028 Mann; bei ernstem Reichskrieg betrug also 3 Simpla 12084 Mann oder $\frac{1}{2}$ Prozent der Bevölkerung. Aber auch diese gering bemessene Schar erschien nie vollständig im Felde und dazu noch in kümmerlichster Rüstung.

In viel besserem Zustand befanden sich diejenigen Regimente, welche die Fürsten neben ihren „Kreisvölkern“ als sogenannte „Haustruppen“ hielten. Erschienen die Kreisfontingente so schäbig und unvollzählig als möglich, so zeigten sich die eigenen Truppen, die Haustruppen, zumeist in glänzender Rüstung, oftmals auch in kriegerischer Haltung und beträchtlicher Stärke. Mit ihnen blieben der Name des Fürsten und der Glanz seines Hauses aufs engste verbunden. Sie waren es auch, welche der Landesherr als Miettruppen an fremde Mächte überließ gegen vertragsmäßig gesicherte Subsidien.

Zum mächtigsten Stand, zur Vormacht im schwäbischen Kreis hatte sich das Herzogtum Württemberg aufgeschwungen. Der Herzog war Kreisdirektor, d. h. ihm lag „die Führung von Mund und Feder“ ob, worin Einziehung der Vollmachten (beim Kreistage), Vorschläge, Umfrage, Herbeiführung der Beschlüsse, Leitung der Kreis-

kanzlei, Vorschlag der Kreissekretäre, Abfassung der Kreisdokumente, Verwahrung der Akten begriffen waren. Zugleich bekleidete der Herzog das Amt eines Kreisobersten und teilte sich mit Konstanz in die Würde des kreisauschreibenden Fürsten.

Durch eine geschickte Hauspolitik, durch Ausnutzung aller im Krieg wie im Frieden gebotenen Gelegenheiten hatten die Grafen und Herzoge von Württemberg es im Lauf der Jahrhunderte dahin gebracht, daß ihr Land sich zu einem der mächtigeren Kleinstaaten im deutschen Reich erhob, der nach seiner Bedeutung unmittelbar auf die Kurfürstentümer folgte.

Die Hauptmasse des Gebiets zu beiden Seiten des Neckars, vom Mainhardter und Welzheimer Wald bis zu der jetzigen Westgrenze im Schwarzwald, bei Hornberg und St. Georgen dieselbe überschreitend; von der Hochfläche der Alb bei Münsingen bis an die Mündungsgegenden von Kocher und Jagst bei Möckmühl. Vielfach sind kleinere Gebietsteile (Heidenheim, Tuttlingen, Balingen u. a.) abgesprengt vom Hauptkörper des Staates, der seinerseits wieder eine Menge von selbständigen staatlichen Existenzen umschließt. — Noch weiter entlegen sind einzelne württembergische Gebietsbrocken: im Süden der Hohentwiel, im Osten der Bezirk Weitingen an der Wörnitz und im Westen zerstreute Stücke in dem Gebiet, das jetzt Baden heißt, und im Elsaß, insbesondere die Grafschaft Mömpelgard zwischen Elsaß und Franche Comté.

Vom 17. ins 18. Jahrhundert mag das Herzogtum Württemberg mit 350 000 Einwohnern getreten sein; am Ende des 18. Jahrhunderts zählte es auf etwa 170 Quadratmeilen 620 000 Bewohner.

Aus Armut, sittlicher Verkommenheit und Zaghaftigkeit des Sinnes arbeitete sich das Volk in Württemberg, emsig und sparsam, allmählich empor, aber immer wieder, bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts, sah es sich durch die Einfälle der Franzosen ins alte Elend zurückgeschleudert. Noch vor dem Westfälischen Frieden hatte der Herzog Eberhard III. die Regierung des verwüsteten Landes wieder übernommen und ließ als guter Hausvater nichts unversucht, die Wohlfahrt des Landes zu fördern. Er starb 1674. Im Sinne des Vaters regierte auch sein Sohn Wilhelm Ludwig in den wenigen Jahren, die ihm bis zu seinem Tode 1677 vergönnt waren.

Zehn Monate vor seinem Ende wurde ihm ein Sohn geboren, Eberhard Ludwig. Der Oheim Friedrich Karl führte als Vormund die Regierung, bis am 20. Jan. 1693 der 16jährige Herzog Eberhard Ludwig für mündig erklärt wurde.

Mit dem Auftreten dieses Fürsten veränderte sich das ganze Aussehen des Hofes und das Gewicht der fürstlichen Persönlichkeit. Es möchte kaum ein anderes Gebiet auf deutschem Boden zu finden sein, wo sich der Umschlag von der seitherigen milden Regierungsweise in die selbstherrliche Fürstengröße, die eben im Geist des 18. Jahrhunderts lag, so jäh und fast zusammenfallend mit dem Jahrhundertwechsel vollzog, wie in Württemberg. Erst ziemlich lange nach der Mitte des 18. Jahrhunderts raffte der aufgeklärte Despotismus sich auf, um sich auch der Pflichten gegenüber dem Land bewußt zu werden, um den Wohlstand und das Gemeinwohl zu fördern, den Künsten und Wissenschaften eine Heimat zu gründen. So kommt gerade auf württembergischem Boden die eigenartige Richtung des 18. Jahrhunderts mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck.

Seither hatten es die Herren Württembergs geliebt, als die ersten Edelleute ihres Landes zu gelten und demgemäß zu leben, nach Maßgabe der bestehenden Verträge mitarbeitend an der allgemeinen Wohlfahrt. Ausnahmen, begründet auf vereinzelte Übergriffe, heben die Regel nicht auf.

Aber nun, mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, verschwand jede Erinnerung an die alte hausväterliche Art der seitherigen Regenten. Nicht die allgemeine Wohl-

fahrt bildete fortan das Ziel der landesfürstlichen Tätigkeit, ins Auge gefaßt wurde vielmehr nur die wahre „Splendeur“ des fürstlichen Hauses und Hofes. Nach diesem Hauptzweck hatte sich der gesamte Staatshaushalt und das Tun der Untertanen zu richten. Jegliche Verpflichtung, die ein hohes Amt auferlegt, kam in Vergessenheit.

Eberhard Ludwig hielt es für seine besondere Aufgabe, das Beispiel, das der König jenseits des Rheins gab, möglichst getreu wiederzugeben und in seinem Teil den Glanz der Autokratie zur höchsten Vollendung zu bringen.

Um den neuen Ideen von fürstlicher Herrlichkeit, verbunden mit der ganzen sittlichen Ungebundenheit der Höfe jener Zeit, auch einen neuen Wohnsitz zu geben, fern von den mißtrauisch wachenden Augen des Bürgertums, hatte der Herzog schon 1704 angefangen, sich ein neues Schloß zu erbauen da, wo seither die Meierei des Erlachhofs gestanden hatte, — Ludwigsburg. Der Aufwand an dem neuen Hofe mit den großartigen Jagden und Festen, mit den vielen Abenteurern beiderlei Geschlechts, die sich dem leichtlebigen, ritterlich freigebigen Herzog angeschlossen, nahm die Steuerkraft des Landes in seither nicht gekanntem Maße in Anspruch.

Andernorts mochte sich das Verlassen des Rechtsbodens bei Ausschreibung und Einziehung von Steuern mit Leichtigkeit vollziehen. Hier in Württemberg kannte der Untertan eine Steuerpflicht nur gegen den ständischen engeren Ausschuß. In diesem Ausschuß hatten sich allmählich alle Befugnisse der Landschaft (des Landtags) und des weiteren Ausschusses konzentriert. Er stand dem Herzog, seinem Hof und Geheimen Rat, als eine Macht gegenüber, mit welcher der Herzog gezwungen war zu verhandeln, wollte er überhaupt etwas erreichen. Eine solche Verfassung war natürlich in der Idee vortrefflich, namentlich solange ringsum Friede herrschte, solange die Vererbung hausväterlichen und vorsichtigen Sinnes im württembergischen Fürstenhaus anhielt. Ein Widersinn aber war sie in der Blütezeit fürstlicher Allgewalt des 18. Jahrhunderts. Vor dieser Fürstenallmacht mußte sich denn auch der trotzig Nacken des engeren Ausschusses beugen. Immer aber erhob er wieder sein Haupt, um einen Rechtsboden und Rechtsschutz zu suchen gegen die Eingriffe des Herzogs und die einseitig von ihm ausgehenden Steuerausreibungen.

Die regelmäßigen Einkünfte des Herzogtums beliefen sich auf etwa 2 Millionen Gulden; sie zu erhöhen, griff der Hof zu allerlei Finanzoperationen, welche bestimmt waren, bei jedem Vorgang im Leben, bei jeder Hantierung dem Beamten, Bürger und Bauern Geld abzunehmen.

Eberhard Ludwig hatte 1731 den einzigen Sohn verloren; zwei Jahre später ging er selbst dahin. So kam die Erbschaft des herzoglichen Thrones an den Neffen Karl Alexander, der seither mit Auszeichnung im kaiserlichen Dienst gestanden hatte und in diesem zum katholischen Bekenntnis übergetreten war.

Damit trug der neue Herzog, der von seinem Sitz in Belgrad als kaiserlicher Statthalter Serbiens nach Stuttgart eilte, ein Fremdes in das durchaus protestantische Land herein. Das wäre an sich nicht allzuhoch anzuschlagen gewesen, weil die Religions-Reversalien, die heute noch in veränderter Form das Kirchenregiment sichern, die katholischen Herzoge an grober Verletzung der alten Kirchenverfassung hinderten. Aber des Herzogs Prachtliebe und militärische Neigungen traten mit Ansprüchen hervor, welche selbst noch die Forderungen des Oheims zu überbieten schienen. Um des Herumstreitens mit dem engeren Ausschuß überhoben zu sein, nahm Karl Alexander den Agenten Süß Oppenheimer in Dienst, machte ihn zum Geheimen Finanzrat und vertraute ihm die gesamte Steuer- und Geldwirtschaft, in Wirklichkeit also fast die ganze Regierung des Landes an.

Die Finanzkunststücke, die schon unter Eberhard Ludwig in Übung gekommen waren, wurden jetzt durch neue, mit allem Raffinement und aller Gewissenlosigkeit ausgeheckte, vermehrt. Da gab es nichts mehr, keine Ehre, kein Amt, kein Vertrauen, das man nicht kaufen und verkaufen konnte; vor den Angebereien der Aufpasser, vor den Griffen der Häscher war nichts mehr sicher.

Allerlei Gerüchte verbreiteten sich im Lande über die Absichten des in vielem so fremdartigen Landesherrn. Schon sahen die aufgeregten Gemüther einen Staatsstreich voraus, der nach Unterdrückung der Verfassung die vollkommene Alleinherrschaft in die Hände des Herzogs zu legen bestimmt war, zugleich mit der Zurückführung des ganzen Landes zur katholischen Religion. Bevor aber noch irgend etwas von dem Befürchteten zur Ausführung kommen konnte, raffte ein plötzlicher Tod den Herzog am 12. März 1737 im Schloß zu Ludwigsburg dahin.

Albert Pfister